

Adolf
Muschg
Das Licht
und der
Schlüssel

Erziehungsroman
eines Vampirs

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2829

Wie findet sich ein Vampir heute in einer Stadt wie Amsterdam zurecht? Er versucht, sich legal, sozusagen redlich zu ernähren: als Saugtherapeut. Über seine Kundschaft, mit Vorliebe Arztfrauen, weiß er Geschichten. Aber Mona, seine einzige nächtliche ZuhörerIn, will sich mit erzählten Figuren nicht zufriedengeben und hat Gründe, diesen Erzähler namens Samstag auf seine Stichhaltigkeit hin zu prüfen. Was bedeutet es, wenn er sich über die Medizin lustig macht? Was meint er eigentlich, wenn er sich selbst »tot« nennt? Ist er fähig, sie leben zu lassen – erzählt er um ihr Leben oder redet er sie tot? Die Lösung im dritten Teil dieses Buches ist zugleich einfach und überraschend. Sie läßt dem vampirischen Erzähler keine andere Wahl, als sich zu ändern.

Was sich am Krankenbett Monas wie eine Gutenachtgeschichte anhörte, wird immer deutlicher von einem Motiv des Buches zu seinem umfassenden Thema: Wie kommen wir zu einem Bild für uns selbst, mit dem wir leben und sterben können? Muschg schreibt in diesem außerordentlichen Buch das seine Arbeit beherrschende Motiv fort.

Adolf Muschg
Das Licht
und der Schlüssel

Erziehungsroman
eines Vampirs

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1998

suhrkamp taschenbuch 2829

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39329-1

Gewidmet dem 28. August

Du sollst auch nicht seltsam nehmen, daß ich niemand weise auf die Bücher des Papiers, in ihnen den Anfang der Arznei zu lernen. Denn die Ursach: ist nit not, daß sie betracht't werden. Es schreiben durcheinander gute und böß, zwickdörnig Leut und viel der Schwärmer durcheinander, Guts und Böß zusammen; fäl-schen das Gute durch das Böß; finden und erheben eher das Böß denn das Gute; und machen durcheinander ein Pludermus, daß einer in die Wellen kommt, kann auf kein Stille mehr kommen. Und ein jedlicher will von andern Federn sein Namen erheben und ein Neues aufbringen. Und durch solche Skribenten ist die Arznei gar zerbrochen worden. Und ist den papierischen Büchern nichts zu vertrauen. Ob gleichwohl etwa einer ein Experiment gehabt hat und Ex-perienz etc., so ist es bei *ihm* also gewesen, und im Grund ist er selbst verführt worden. Denn der stylus zeigt an, daß große Einfalt mit Un-verstand in der Arznei gewesen ist.

PARACELSUS,
aus: Labyrinthus medicorum
errantium. 1538

I

Mona

Sie müssen sterben, sagt Dr. Buitenhuis.

Ich warte. Da muß doch noch etwas kommen. Das kann doch nicht alles gewesen sein. Ich schaue weg. Da war doch eben noch etwas mehr. Die elektrischen Kerzen der Praxis, eine noble Beleuchtung, gedämpft, von Sparsamkeit verdunkelt. Sie scheinen auf alte Stiche, barocke Städtebilder, die so gut zu den Glasschalen und Wegwerfspritzen passen, dem hygienischen Email, den Wattetupfern im Glas, dem Blinken der Trolleys aus Stahl –

Trolleys heißen sie nur im Flugzeug, sagt Mona.

Servierboys kann ich sie nicht gut nennen. Für Mona heißt er: Boudewijn, den Allgemeinarzt neuen Stils, der zu Kongressen fliegt, wo die Ganzheit des Menschen wiederhergestellt wird. Wir brauchen, wie er Mona im Flugzeug erklärt hat, wieder Fachärzte, die den Mut alter Hausärzte aufbringen: Sie müssen sterben.

Warum bist du hingegangen?

Ich muß erschrecken. Einmal muß ich doch erschrecken.

Bist du erschrocken?

Ich hatte noch so viel Ruhe, den Mann deutlich zu sehen, die Bonhomie in seinem roten Gesicht, die blond gebliebenen Löckchen um seine Tonsur, die braunen, aber wohlerhaltenen Zähne des Pfeifenrauchers –

Mona hat mehr von ihm gesehen: er ist ein Mensch vom Lande, der sich durchgesetzt hat, gegen die Eltern und ihren frühen Tod, und als Werkstudent gegen die Universitäten Groningen und Amsterdam – das Resultat, eine lateinische Urkunde, habe ich an der Wand gesehen. Aber für Mona, die Hostess auf dem Flug nach New York, gab es über dem Atlantik nicht nur papierene Auskünfte. Ihr gab sich auch der Mensch Buitenhuis zu erkennen, der auf die Spezialistenkar-

riere verzichtet hatte, obwohl er die Hände eines Chirurgen besaß – Mona hat sie sofort bemerkt: fast knabenhafte Hände, mit einem belustigenden Hang zu schwarzen Nagelrändern. Jetzt zittern sie ein wenig, diese Hände, vom starken Nikotingebrauch, der Dr. Buitenhuis natürlich nicht schadet. Es ist ja kein saurer Rauch, man zieht ihn nicht in die Lunge, und überhaupt hat Dr. Buitenhuis auf so viel anderes verzichtet, da muß ihm eine deutliche Sprache erlaubt sein. Der Flug dauerte sechs Stunden, darum hat Mona von Dr. Buitenhuis auch noch erfahren, daß er keine Mitgift geheiratet hat, auch kein Fotomodell, sondern einen ganzen Menschen, auf jedes Risiko –

Deine Myrna.

Dieser Mensch, seine Frau, verlangt von ihm alles und nichts; nichts was er nicht, wie sie findet, von sich selber verlangen muß. Sie traut ihm die Freiheit zu, sich selbst zu verwirklichen – aber das ist ihre Sprache, er redet lieber von seiner Praxis. Er habe, so Mona, überhaupt nicht viel Worte gemacht; das ist keine Indiskretion. Ich soll nur wissen, daß sie diesen Mann gut genug kennt, um ihm auch starke Worte nicht zu verübeln.

Auch bei mir hat er nur unmerklich Luft geholt, bevor der Satz kam, den er für die Wahrheit hielt:

Sie müssen sterben.

Mona lacht: das reine Vergnügen an meinem Tod. Die heitere Gewißheit, Boudewijns Diagnose sei durch meine Anwesenheit an ihrem grün-rosa gestreiften Sofa widerlegt. Die Kranke ist ja sie, wenn überhaupt, aber da sie Dr. Buitenhuis als Boudewijn kennengelernt hat, hält sie mein Leben in ihrer Hand und läßt ihm nichts geschehen –

Bist du erschrocken?

Was hatte ich diesem Menschen bloß getan. Ihm einmal kurz den Arm hingehalten, und jetzt genügte ihm eine Blutprobe, um mich sterben zu lassen, und das eine halbe Stunde nach Praxischluß. Ich halte mich mit einem Auge – das andere sieht nicht mehr – am Ansatz eines Doppelkinns fest,

sehe, wie er schluckt, und sehe doch den ganzen Mann nicht mehr –

Schock also doch: das Echo des Todesurteils verschwimmt mit Stimmen aus der Kinderzeit. Jemand erzählt in Berbenner Sprache, sie habe Wasser in den Beinen. Es ist die Frau Caflisch aus der Bäckerei, die mit meiner Mutter redet. Hier wird viel gesagt, und immer noch nicht alles. Der Geruch von frischem Brot streicht vorbei, und unversehens ein kühler Windstoß. Ich sitze auf meinem Rad und fahre freihändig die Straße von Imènstrom nach Tschüpru durch abfallende Felsensteppe – so nennt der Lehrer unser Land in der Heimatkunde –, in der es hie und da eine schwarze Föhrengruppe gibt, aber nie und nimmer eine Bäckerei. Ich fahre unter dem apfelgrünen Vornachthimmel, da ist kein Weg, kein Haus, kein Mensch in Sicht. Wenn die Straße nicht wäre, die mein Rad, dessen Lenker ich noch immer nicht fasse, hoppeln läßt wie verrückt, diese Gegend sähe aus wie das Ende der ganzen Welt. Die Kurve kommt, die Kurve kommt, mit dieser Geschwindigkeit ist sie nicht mehr zu kriegen, auch wenn ich jetzt an die Bremsen griffe, ich wäre nicht mehr zu halten. Es wird mich über die Straße hinaus in die blauen Felsen schleudern, gleich da vorn, aber wo es nicht weitergeht, habe ich eine Chance zu fliegen. Ich kann die Hände jetzt ebensogut hinter dem Kopf verschränken und mir den Sturm ins Gesicht ziehn, während mein Hintern, den ich durch Aufstehen in den Pedalen entlaste, die Schläge der Straße entgegennimmt. Ich hüpfte wie die Nadel auf einer sich immer rasender drehenden Schallplatte, aber die Melodie ist verflogen in alle Winde. Ich atme ein bis an den Punkt, wo die Luft in der Lunge schmerzt, der Puls zu flattern beginnt, ich denke, daß zum Abflug Luft gehört, so viel Luft im Leib, wie ich schnappen kann, und hebe mich noch höher aus dem Sattel. So ist man in meinem Geschichtsbuch in die Schlacht geritten, als Held. Über ein kleines, so werdet ihr mich sehen. Und die ganze Zeit habe ich das Kinn dieses Mannes, Dr. Buitenhuis, nicht losgelassen, halte

mich an diesem Kinn, zu dem mir das Gesicht fehlt, fest wie an einem Fels in der freien Luft.

Kennen Sie diesen Fall, Herr Doktor, sage ich, beim Autofahren: sie haben einen Sender eingestellt und hören einen Vortrag über Kunstdünger. Da Sie weit fahren und gegen Müdigkeit kämpfen, hören Sie einfach alles, was kommt, vorausgesetzt, der Empfang ist gut. Dann zieht die Autobahn eine weiter nicht auffällige Kurve, und die eben noch deutliche Männerstimme reißt ab, es hat sie verschlagen. Dafür ist ein Klavierkonzert von Mozart da, fünf Takte genügen, und Sie sind in einer andern Welt, Sie sind in diese Musik geraten wie in einen Traum. Und wie ein Traum ist sie wieder weg, und die Geschichte mit dem Dünger geht weiter, als ob nichts gewesen wäre. Es mag für die Interferenz Gründe geben, die jeder Fachmann gleich nennen könnte, aber eben waren Sie selbst kein Fachmann mehr, sondern etwas ganz Unerhörtes. Diese fünf Takte haben Sie angeflogen, als gäbe es nie ein Ende des Wegs, oder als wären Sie immer schon angekommen. Sie haben nicht einmal mehr gespürt, daß Sie fahren. Plötzlich wird die Männerstimme mit ihrem Dünger unerträglich, Sie stellen das Gerät ab, ziehen es vor, nur noch vom Sausen Ihrer Karosserie begleitet weiterzufahren. Und siehe da, beim Sterben des Senders klingt es noch einmal auf, ein halber Takt Mozart wie eine Stichflamme, obwohl schon kein Strom mehr da sein kann. Aber ich habe Sie unterbrochen.

Ich habe nichts gesagt, sagt Dr. Buitenhuis, und jetzt sehe ich ein Paar Brauen, die sich zu einem Strich zusammenziehen.

Ich kann mich verhört haben, sage ich, aber mir war eben, als hätten Sie mich zum Tode verurteilt.

Allein werden wir Sie nicht lassen, sagt er, greift in seinen Arztkittel, wo die Pfeife sich abzeichnet, aber dann ballt er nur die Faust in der Tasche und zieht sie leer wieder heraus. Er geht zu seinem Instrumentenkasten, um ihn

zu öffnen und wieder zu schließen, sein Handballen zeigt eine Spur von Asche.

Und Sie sind wohl auch sonst nicht ganz allein, sagt er weit weg, es gibt außerdem heute Psychotherapeuten –

Bleiben wir bei der Sache, sage ich mit Schärfe. – Doch, ich bin allein.

Ich werde Ihnen, sagt er und öffnet einen andern Schrank, etwas mitgeben, damit Sie gut schlafen können.

Ich habe Sie unterbrochen, sage ich, Sie wollten mir sagen, daß Sie sich überhaupt nicht vorstellen können, wie ich mit Ihrem Befund weiterlebe.

Wenn Sie es so ausdrücken wollen –

Wie wollten Sie es denn ausdrücken, aber ich unterbreche Sie ja immerzu.

Sie haben mich gar nicht unterbrochen, sagt er und schließt sein Schränklein wieder. – Wir können Sie natürlich überweisen – welche Kasse haben Sie?

Sie schauen auf die Uhr, sage ich.

Ich habe noch etwas vor, sagt er, ich muß zu einem Vortrag.

Es ist Feierabend, sage ich, ich habe Ihre Praxishilfen bereits gehen sehen, hübsche Mädchen, ich bin ziemlich sicher, daß die jetzt nicht, wie Sie, zu einem Vortrag gehen. Worüber wird denn vorgetragen?

Über Pompeji, sagt er und beißt sich auf die Lippe.

Sie beschäftigen sich auch mit Archäologie?

Er greift wieder nach der Pfeife in der Tasche, dann kurz entschlossen nach den Ärmeln seines weißen Mantels und zieht ihn mit heftigen Bewegungen vom Leib. Er wird die Pfeife doch nicht im Mantel lassen, nachdem er ihn an den Nagel gehängt hat; nein, das kann er nicht. Aber er steckt sie nur in seine zivile Rocktasche und sagt mit abgewendetem Gesicht:

Kommen Sie nun.

Sie haben Hunger, sage ich, und wollen sich den Hunger nicht durch Rauchen verderben. Und Sie haben schon manchen sterben sehen. Kopf hoch.

Das habe ich nicht gesagt.

Aber ich.

Ich möchte jetzt meine Frau anrufen, sagt er. – Verabreden Sie morgen etwas mit meiner Praxishilfe.

Ich kenne das Mädchen gar nicht.

Sie haben Ihren Humor nicht verloren, wie ich sehe.

Sie sehen nicht ganz richtig, sage ich, ohne mich zu rühren.

Im Anzug wirkt er kleiner als im weißen Mantel, die Locken lassen den Haarboden durchblicken, der weiter hinten am Kopf wie gebohntert erscheint, zum Reißen gespannt und rot wie seine Backen. Als wir noch von den Bergen redeten, zu Beginn unseres Gesprächs, hat er sich als Alpinist zu erkennen gegeben. Er hat seine Kräfte geübt an glatten Wänden, aber wie würde er sie notfalls gegen einen Verzweifelten einsetzen, weiß man denn, wozu ein Mensch in meiner Lage fähig ist? Das prüft er jetzt mit seinen schmaler gewordenen Augen. Vielleicht bin ich zum Äußersten fähig.

Rauchen Sie nur, sage ich.

An Ihrer Stelle, sagt er, würde ich mir heute abend auch etwas vornehmen.

Ich begleite Sie, sage ich, Pompeji interessiert mich auch, und wenn der Vortrag um neun beginnt, reicht es noch zu einem Schnellgericht über die Straße. Ich möchte Sie einladen.

Mona lacht.

Moment.

Die Decke mit dem Schottenmuster bewegt sich unaufhörlich im Halbdunkel. Mona kratzt sich, statt ruhig zu atmen. Auch Boudewijn hat ihr das Kratzen verboten. Ich schweige so lange, bis ich ihre Hände wieder sehen kann. Wie ertappte Kinder kommen sie hinter dem Schirm hervor, der mir Monas Gesicht verbirgt, rutschen ab, halten sich gerade noch an der hölzernen untern Leiste des Sofas, und ich sehe, wie der Zeigefingernagel am Daumennagel zu

nagen fortfährt. Jetzt hat sie gelacht, zieht die Decke weg und setzt sich auf mit abgewendetem Gesicht.

Sie entschuldigt sich nicht mehr, wenn sie pißt. Sie nennt es nicht mehr »Wasser lassen« oder gar »das kleine Geschäft«, und sie schleppt sich auch nicht mehr zur Toilette hinüber. Ich soll diesen Laut im Nachtgeschirr hören, den herzhaften Strahl, laut bis zum letzten Nachdruck. Es dauert, bis sie sich hinter dem Wandschirm wieder eingerichtet hat, ihre Beine bauen ein Nest unter der Schot- tendecke. Ich warte, bis die Hände wieder auf diese Decke sinken und ihre Finger einander nicht mehr weh tun.

Du bist doch zum Vortrag gegangen. Wie hast du ihm das erklärt?

Ich möchte Sie jetzt nicht allein lassen.

Mona lacht zum zweiten Mal. Dreimal muß sie lachen.

Daß du ihn nicht allein lassen willst?

Wir standen einander gegenüber, er wollte zur Tür, und ich rührte mich nicht.

Ihre Frau begleitet Sie zu dem Vortrag, sage ich, das stört mich nicht, im Gegenteil, Ihre Frau ist mir empfohlen worden. – Ach ja, sagt er, und jetzt machen Sie bitte, daß Sie hinauskommen. – Obwohl ich hoffnungslos krank bin? – Ich kann Sie auch sonst nicht leiden, sagt er, wenn Sie's durchaus wissen wollen. – Warum denn nicht? frage ich ihn. – Um diese Frage, sagt er, ohne Härte zu beantworten, müßte ich viel reden, und dazu habe ich keine Lust. – Und wenn Sie es mit Härte versuchten? – Es gibt Leute, sagt er, die auch durch ihren nahen Tod nicht gewinnen. – Noch härter brauchen Sie nicht zu werden, sage ich. Sie dürfen mich behandeln. – Wie kommen Sie eigentlich auf mich? fragt er und räuspert sich. – Sie mögen keine unklaren Fälle von Patienten, sage ich, ich mag klare Fälle von Ärzten. – Dann rufen Sie morgen Fräulein de Groot an, sagt er, immer noch tief erstaunt, aber jetzt fürchtet er sich nicht mehr. – Ich will sehen, was ich für Sie tun kann, sage ich, jetzt habe ich einen Spaziergang verdient, und Sie ein Nachtessen,

dann sehen wir uns wieder. Pompeji, darüber hört man nicht jeden Tag etwas Neues –

Und was machte er für ein Gesicht?

Ich habe es nicht mehr gesehen, sage ich, jetzt hatte er eine Pause nötig, und die Pfeife. Ich sah nur noch Rauch.

Und dann bist du zu mir gekommen.

Erst ging ich spazieren, sage ich.

An jenem Abend wäre ich mitgegangen, wenn du mich gefragt hättest.

Wohin?

An dem Abend wäre ich überallhin mitgegangen.

Ihre Hände liegen leicht auf der Decke. Sie hat kein drittes Mal gelacht. Bring mich zum Lachen, hat sie gesagt, dann übersteh ich den Rest der Nacht.

Wenn sich der Schmerz gelegt hat, wird sie die steile Treppe hinaufkriechen, auf allen vieren, die Schottendecke zwischen den Zähnen.

2

An dem Abend hat mich der nackte Himmel überfallen. Aschrosa, lilagrau, feuersteinhell. Plötzlich geraten Sie durch eine schmale Gasse in einen astronomischen Zustand hinein. Über den Dächern geht Ihnen ein Abgrund auf, der mit der Abnahme des Lichts klarer wird – nicht heller, nur klarer; zu durchsichtig für Sterne, bis auf einen, der aber zu rasch weiterfliegt und sich als Positionslicht eines Flugzeugs zu erkennen gibt. Ein Komet kann es ja wohl nicht sein –

Ein paar hundert Schritte ging ich ohne Gewicht, und es war Frühling. Meine Füße fanden den Boden, als käme er mir entgegen, dieses holprige, jetzt aber schimmernde Klinkerpflaster. Der Widerschein des Himmels lockte ein anderes, weiches Licht aus dem Wasser der Gracht hervor, in dem sich die Äste der kahlen Ulmen spiegeln.

Ich bin es gewohnt, im Dunkel allein zu gehen, aber die

Geburt der Nacht hatte ich lange nicht mehr erlebt. Sie ereignete sich in einer großen Menschenleere, obwohl Amsterdam nach sieben Uhr hätte belebt sein müssen. Aber ich sah nur die nach allen Richtungen fortschreitende Abwesenheit.

Dr. Buitenhuis hätte in dieser Optik endlich die Zeichen des Schocks gefunden. Sie kennen die Wirkung des Morphiums auf einen Schmerz, den man meinte nicht aushalten zu können: nun trübt er sich langsam zu einem Wohlklang des Körpers. So ging dieser Abend in mich ein, nur war nichts Trübes daran. Ich war wach genug, jeden Grashalm, jedes Sandloch im Pflaster zu unterscheiden. Was ich wie eine Farbe am Himmel sah, war nichts anderes als Heiterkeit ohne Anfang und Ende, der sanfte Umsturz aller Tage in die Nacht.

Wann kommst du zu mir?

Ich hätte nur Ohr statt Auge sein müssen, um den Verkehr in der Leidse Straat zu hören. Natürlich kam auch auf der Herengracht hie und da ein Auto vorbei oder ein Fußgänger, aber für diese Tageszeit waren es wenige. Auch das Gaslicht unterstützte die Einbildung, daß ich in eine andere Zeit getreten war. In tiefer Nacht, das weiß ich, erhellt es nur den Fuß der mächtigen Ulmen. Auch die Häuser bleiben im Dunkeln, bis auf die paar Giebel, die eigens angestrahlt werden. Aber von weit her sind auch die übrigen Häuser, in denen nach Büroschluß keine Lampe mehr brennt. Es sind Anwalts- oder Arztpraxen wie die von Dr. Buitenhuis, Kontore, Lagerräume; nur aus den Souterrains fällt ab und zu ein Lichtschein auf das verwehrte Pflaster, die eisernen Prellsäulen, die das bergseitige Trottoir vor Autos schützen –

Hier gibt es keine Berge.

Nun war ich schon von drei Ärzten zum Tode verurteilt. Eben darum war mir Amsterdam auch immer wieder neu. An dem Abend habe ich mich sogar über die geparkten Autos gewundert, die mir vorsintflutlich vorkamen, verirrte